

Wolfgang Schierlitz

FICHTEN, TANNEN WEIHNACHTSPANNEN

Lustige Adventsgeschichten



rosenheimer

Mohammedanern verwandt gewesen sind. Wie in einem Verhör wird die ganze Familie ausgefragt. Beinahe gibt es sogar ein Verhängnis, denn der Familienchef Max war in jüngeren Jahren einmal unbekümmert in Saudi-Arabien im Abenteuerurlaub bei Beduinen und Kamelen. Das klingt bedenklich. Wer weiß schon, ob er nicht infiziert ist. Nur unter größten Vorbehalten dürfen sie dann in das extra ziemlich abgelegene parkende Flugzeug steigen.

»Das ist wegen einer eventuellen Flugzeugsprengung. Da muss man auf der Hut sein«, meint der Vater beruhigend. Es passiert natürlich nichts.

Und schon schwirrt der volle Vogel dem Himmel entgegen in eine interessante, unbekannte Welt. Doch die Versuchung, wenn auch anders geartet, als vom Herrn Papst befürchtet, ist noch nicht überwunden.

In Israel ist ein volles Programm vorbereitet. Schon am nächsten Tag sind sie an der Klagemauer und staunen über den emsigen Betrieb. Alles betet und murmelt. Der Matthäus, ein sympathischer einheimischer Führer, der gut Deutsch spricht, steht den bayerischen Landsleuten zur Seite. Er ist sehr aufgeschlossen, aber politisch kein Scharfmacher, obwohl er weiß: »Diese Burschen da an der Klagemauer mit ihren hohen Pelzmützen sind ein Kapitel für sich. Sie arbeiten nix, sie fallen uns zur Last, sie wollen nur Streit mit den Mohammedanern, sie sind immer aufgeregt. Wie soll man denn da in Frieden leben? Kein Wunder, dass es immer wieder Probleme gibt.«

Im Tempelbezirk ist es derzeit ruhig. Die ewige Streiterei hat sich etwas erschöpft. Die ultrakonservativen Juden haben sich zurückgezogen. Das ist ziemlich ungewöhnlich bei diesen religiösen Richtungen, wo jeder recht haben will. »Da sind so viele verschiedene Ansichten, so viele Interessen. Die sollen sich doch endlich auf einer tragbaren Basis verständigen«, äußert der kompetente Führer Matthäus vor seinen bayerischen Besuchern. »Dabei wäre der Frieden so einfach herzustellen. Keine Vorurteile, keine Rassendiskriminierung, keine Allmachtsansprüche. Und schon lief alles leichter.«

Später geht es an den See Genezareth. Der liegt in Nordisrael im oberen Jordangraben und bildet die nördliche Fortsetzung des Großen Afrikanischen Grabenbruchs. »Das ist der tiefstgelegene Süßwassersee der Erde und das wichtigste Trinkwasserreservoir des Landes, gespeist vom Jordan«, weiß der Max, weil er sich schlauerweise daheim noch kundig gemacht hat. Die Kinder sind fasziniert vom Land und von dem tollen Gewässer, das mit 166 Quadratkilometern mehr als doppelt so groß wie der Chiemsee ist. Am liebsten würden sie hineinspringen, wenn der Wind nicht so kalt über die umliegenden Höhen herabpfeifen würde. Schließlich ist es auch hier nicht sommerlich um die Weihnachtszeit. Dann wird es aber trotzdem noch ungemütlicher. Denn es fallen Schüsse. Im Nu ist alles abgeriegelt, doch keiner weiß, was da abläuft. Matthäus, der eifrige Führer, ruft: »Nix wie weg! Offensichtlich ein Attentat!«

Schon sitzen sie wieder im Bus, und es geht nach Kapernaum. Später erfahren sie, dass ein betrunkenener Rechtsaußen und Pelzmützenträger die Schüsse abgegeben hat. »Eigentlich darf der gar keinen Alkohol trinken«, meint der Max. »Wenigstens das sollten diese strengen, komischen Burschen berücksichtigen.« Zum Glück gab es nur einen

Leichtverletzten.

Sie erreichen den Ort, wo Jesus längere Zeit gelebt hat, am Nordufer des Sees Genezareth. Eine Synagoge, wahrscheinlich aus dem vierten nachchristlichen Jahrhundert, wurde hier ausgegraben, und über den Hausruinen vom Apostel Petrus, seiner zeitweiligen Unterkunft, hat man neuerdings eine Kirche erbaut.

Doch der Vater Max denkt etwas abwesend an den unfassbaren Kunstraub von Boston, den größten von Amerika. Es handelte sich um das Ölgemälde »Christus im Sturm auf dem See Genezareth« von 1633, eines der bekanntesten Werke Rembrandts, das bis heute nicht mehr aufgetaucht ist. Mutter Mechthild kennt es aus einem Kunstband: »Auf der einen Seite des Bootes wilder Sturm, auf der anderen, wo Jesus steht, paradiesische Ruhe.« Dieses Bild wurde mit zwölf weiteren Objekten am 18. März 1990 aus dem Bostoner Isabella Stewart Gardner Museum entwendet. Und: Alle gestohlenen Kunstwerke sind bis heute verschollen. Das FBI vermutet als Räuberanführer den irischen Gangster James Bulger. Er wurde 2011 wegen Mordes in Kalifornien festgenommen, schweigt jedoch bisher zu allen Vorwürfen. »Das ist ein riesiger Verlust in der Geschichte der Malerei«, ereifert sich Max vor der Familie. Er ärgert sich darüber besonders, wo er doch selbst Hobbymaler ist. Inzwischen sind fünf Millionen Dollar als Prämie ausgesetzt. Und so lief der kühne Raub ab:

Während die Bostoner Bürger am frühen Morgen des St. Patrick's Day im März 1990 noch in den Federn liegen, klingelt es am Haupteingang des Isabella Stewart Gardner Museums. Ein permanenter Sicherheitsdienst hält Wache. Insgesamt rund zweieinhalbtausend wertvolle Exponate der Kunstgeschichte sind hier ausgestellt und archiviert. Der Wert der Bilder im Stewart Gardner Museum ist unermesslich.

Mit den Überwachungskameras sehen die arglosen Wachleute dem Scheine nach zwei Polizisten am Eingang stehen: »Es wurde stiller Alarm ausgelöst, können wir reinkommen?« Die Vorschriften der Wachleute besagen eigentlich, dass man niemals die Türen öffnen darf, ohne vorher den Museumsdirektor zu informieren. Leider öffnen die Wachleute dessen ungeachtet und lassen die Polizisten in das Museum. Und schon passiert es: Die Securitys werden überwältigt und die einmaligen Bilder entwendet. Die Diebe stehlen gezielt 13 Kunstwerke im heutigen Wert von circa 540 Millionen Dollar. Unter den Gemälden ist auch Édouard Manets »Chez Tortoni«. Schlauerweise nehmen sie auch noch das Videotape mit, auf dem sie, mit der Überwachungskamera gefilmt, zu sehen sind. Trotzdem ist seit einigen Jahren eine weitere verdächtige Person im Fokus der Aufklärer. Bisher ohne Erfolg – alle 13 Kunstobjekte sind bis heute nicht wieder aufgetaucht.

Die Kinder sind fasziniert von dieser Geschichte, die ihnen der Vater Max erzählt. Heimlich überlegen sie aber gleich, was sie mit den Bildern machen würden. »Da ist doch die gesamte Welt aufgeschreckt. So ein Bild kannst du niemals verhökern«, meint der Lenz klammheimlich zur Klara hin. Während sie noch rätseln und überlegen, wie sie die Kunstwerke verkaufen würden, taucht die sogenannte heilige Stadt schon wieder auf. Die Entfernungen hier in Israel sind eben nicht besonders groß.

Am Tag darauf geht es ohne Reisegruppe separat nach Tel Aviv. Denn dort singt der

Chor einer berühmten bayerischen Institution, und die Mechthild ist eine freie Mitsängerin dieser renommierten Gruppe. Die *Petite Messe solennelle* von Gioachino Rossini wird aufgeführt. Ein wunderbares Konzert nimmt die Zuhörer gefangen. Dieser Event war ja auch mit ein Grund für die schöne Reise.

Wieder zurück in Jerusalem, geht es am nächsten Tag hinab in den Garten Gethsemane, den Ort der Versuchung Jesu. Die uralten Olivenbäume sind teilweise stumme Zeugen der christlichen Geschichte. Sie haben bereits Tausende von Jahren gelebt und könnten natürlich viel erzählen. Alles erscheint in der Fantasie der Kinder äußerst echt. Sie sind mittendrin im Geschehen frühchristlicher Zeit.

Drei Mal kräht der Hahn, und schon ist Petrus geliefert«, meint der Vater Max als Interpret der damaligen Vorgänge. In der Todesangstbasilika von 1924 beruhigen sich dann der Max, die Mechthild und die Kinder wieder. Stille kehrt ein. Die Zeit verweht. Die Gegenwart wird wieder real.

Als sie auf der Heimreise im Flugzeug sitzen, meint die Klara tiefsinnig: »Diese Reise hat uns ganz schön in die Vergangenheit von Jesus mit Seinen Aposteln geführt. Es ist fast, als ob wir Zeitzeugen geworden wären.« Nur das mit den teuren gestohlenen Kunstwerken geht ihr nach wie vor im Kopf um.

Doch der Lenz ist wieder einmal voll skeptisch: »Ob das alles einwandfrei überliefert wurde?«

Weihnachtlich-eigenartige Gefühle



Alles begann mit dem Nomadentum. Dann kam die Sesshaft. Später, die letzten hundert Jahre, trafen die berühmten Bayernführer mit dem Freistaat ein. Und neuerdings gehört dem Tüchtigen die Welt. Auch der Martl Weilhammer ist so unter dieser Voraussetzung auf diese Welt gekommen und streckt sich nach der Decke. Er ist fleißig, sesshaft, wurde gut benotet. Und viele Vorbilder waren ihm mitgegeben worden. Er war immer unauffällig, dabei sogar tüchtig, und hatte oft Anerkennung eingeheimst. Manchmal war ihm aber doch nicht ganz geheuer, was er als Banker alles mitmachen musste. Vielleicht auch deswegen spürt er jetzt, wo er älter ist, unsinnigerweise hin und wieder ein nomadisierendes Verlangen. Immer öfter streift er im nahen Gebirge umher und wird eigenartiger. »Wer bin ich und warum?«, fragt er sich forschend. Er kommt aber zu keinem tiefschürfenden Ergebnis. Schon weil die Zeit immer kurz ist und unerbittlich weiterläuft.

Manches Mal überfallen ihn Visionen, vor allem, wenn er an einer unzugänglichen ursprünglichen Stelle in den Bergen verharrt, wo weder die einmalige Aussicht noch der spektakuläre Sonnenuntergang erfasst worden sind. »Da bin ich doch immer noch mein eigener Herr«, überkommt es ihn dann wohlgefällig. »Wo Wind weht, der niemandem gehört, wo man einen wilden Bach mit Wasseramseln erlebt, der erst weiter unten verrohrt ist, wo im Sommer ein schöner Schmetterling oder eine brummige Hummel unbekümmert umhersausen und wie jetzt im Winter eine Pracht in Weiß erhaben alles einfarbig und majestätisch ausgleicht.«

Dann zeigt sich auch Weihnachten nicht mehr weit. Überall führt eine gewaltige Stimmungsmache ziemlich laut in die stade Zeit. Jetzt war er mit Skiern aufgestiegen. Nur noch Einsamkeit und Natur kamen ihm entgegen. Es wurde langsam schemenhaft, schattiger, wie das im Dezember schon am Nachmittag eintreffen kann. Noch eine Pause im letzten kalten Sonnenschein, und schnell wechselt es ins Dämmerige hinüber, ins Unwirkliche. Er macht sich an die Abfahrt, bevor ihn die schnell aufkommende nächtliche Dunkelheit einholen kann. Mit jedem Schwung staubt der Schnee hoch über ihm in den

glasigen, beinahe farblosen Himmel. Mit dem diffus gewordenen Licht ist er bald im Tale angekommen. »Der Zauber ist vorbei. Nun bin ich leider wieder Normalmensch mit durchschnittlichen Wünschen«, flüstert er beim Abschnallen der Skier. Dann macht er sich im Auto auf den kurzen Heimweg, und schon ist der ganze Spuk vorbei. »Aber«, so überlegt er tiefsinnig, »ich bin nachdrücklich am wirklichen Weltgeschehen beteiligt gewesen, wo keine Hektik und kein Ablenken die Tatsachen verfälschen können.«

Diese Bestrebungen werden immer seltener, und solche Unternehmungen kosten Zeit, die immer nur begrenzt zur Verfügung steht. Außerdem sind auch alle entlegenen Gebiete eingetragene Immobilien, die verständlicherweise irgendwie und irgendwann, so heißt es, sinnvoll genutzt werden müssen. Schnell wird überbaut und versiegelt, bis man das Land nicht mehr kennt oder das Hochwasser und die Lawinen sich im Frühjahr ihren Weg in die schnell wachsenden Städte suchen. Erst dann zeigt sich die unheilvolle Kurzsichtigkeit, und alle sind deprimiert, hoch erstaunt, aber vielleicht auch etwas schlauer geworden.

Die wesentlichen Dinge werden heute digital abgewickelt. Man lebt glücklich und global in einer schönen neuen Welt. Alles ist einfacher geworden, so heißt es. Man darf sich anpassen, am besten unbewusst. Eigensinnige, freie Nomaden wie in früheren Zeiten sind äußerst selten geworden. Und unerwünscht dazu. Der Martl flüstert stolz vor sich hin: »Ich glaub, ich bin der letzte Nomade auf dieser digital verdrehten Welt«. Am liebsten würde er sich selber auf die Schulter klopfen. Doch seine einfache Bescheidenheit hält ihn davon ab. Wissend schüttelt er lediglich den Kopf und denkt vorläufig an morgen und an das, was da alles zu tun sein wird.

Kann es sein, dass da irgend so ein streunender Vorfahre in seinen Genen Ärger machen will? Der Martl ist sich da nicht sicher, wo doch alles gediegen und gezielt abläuft. Tiefsinnig brummt er vor sich hin: »Selbst wenn man heutzutage nach Amerika geht, ist die Welt die gleiche geworden. Da kann keiner mehr unkontrolliert untertauchen, eine Hütte bauen oder ohne staatliche Aufsicht jahrelang im Wald existieren!« Noch vor gut hundert Jahren konnte zum Beispiel ein Eichhörnchen von einer Seite des Landes zur anderen von Baum zu Baum wandern. Das ist vorbei. Heuer sieht das ganz anders aus. Das Eichhörnchen hat resigniert. Aber der Martl hat J. F. Cooper und seinen »Lederstrumpf« aufmerksam gelesen, obwohl sich die Zeiten schwer geändert haben. Martin Weilhammer vom bayerischen Festland ist da keine Ausnahme, auch wenn er meint: »Es muss immer einen Ausweg geben, selbst wenn ich ein getreuer Staatsdiener bin. Natur ist weder für noch gegen mich, sie ist einfach zugegen. Ich bin frei. Ich warte auf nichts, ich fürchte mich nicht.«

Im Sommer, schon früh, wenn die Hähne kräh'n, aufstehen und den Berg hinauf: Da ist er unbestreitbar Herr über die Welt unter sich. Im Winter die Skier raus, die Felle drauf, und die verschneiten Berge sind seine Freunde. Aber er ist seit gestern wieder vom Berg herab und verschwindet um acht Uhr in seiner Bank als Kundenberater. Er weiß auch allmählich, dass er ein Sonderling geworden ist. Doch das kaschiert er trefflich, wenn die Kunden anrücken.

Nun sitzt er wieder in seinem Sparkassen-Fachbüro, und schon ist der erste Kunde, der